

Fernsehen und Kindheitserleben

Teletubbies – ein kindgerechtes Fernsehformat?

Leonhard Schiffer

Die Kids-Verbraucheranalyse hat herausgefunden, dass das liebste Hobby der Kinder zwischen sechs und 17 Jahren mit 94 % der Fernseher ist, weit vor dem Computer, der nur auf 25,4 % kam.¹ Der Umfang des Fernsehkonsums liegt im statistischen Durchschnitt für Kinder aller Altersgruppen bei 99 Minuten pro Tag, also mehr als 1,5 Stunden. Ein Viertel der Kinder sieht mehr als zwei Stunden, 12 Prozent sehen mehr als drei Stunden täglich. 20 Prozent der Vorschulkinder gehören zu den Vielsehern mit mehr als zwei Stunden täglich. Die zusätzliche Nutzung von Video- und Computerspielen ist hierbei nicht eingerechnet.² Die GfK-Fernsehforschungsanalysen zeigen, dass der Trend der Nutzungsdauer des Fernsehens seit Jahren steigend ist und die Anzahl der Vielseher zunimmt. Besonders bemerkenswert ist folgende Feststellung: »Bei den meistgenutzten Programmen sitzen Kinder bis zum Abend meistens ohne Erwachsene vor dem Bildschirm.«³

Total verblödend oder pädagogisch wertvoll?

Fast alle der 5,67 Millionen Kinder in der Bundesrepublik wachsen heute in sogenannten Fernsehhaushalten auf, und im Durchschnitt des 24-Stunden-Tages sitzen statistisch gerechnet ständig circa 350.000 aller Drei- bis Neunjährigen vor dem Fernseher.⁴ Die ARD, die die Sendung »Teletubbies« samstags zeigt, erreicht damit einen Marktanteil von 18,8 Prozent bei den Drei- bis Fünfjährigen. Die ARD hat bis jetzt insgesamt 156 der bislang 365 gedrehten Folgen gekauft und wird bis zum Jahre 2006 die »Teletubbies« regelmäßig im Programm haben.⁵ Der Fernsehkonsum ist offenbar in einem so hohen Maß selbstverständlich geworden, dass nur noch gefragt wird, was die kleinen Kinder denn gucken und eben nicht mehr, ob sie denn überhaupt schon sollen.

Anne Wood, die Produzentin der »Teletubbies«, vertritt ebenso wie die Programmleiter der Sendeanstalten den Standpunkt: »Kleine Kinder sehen sowieso fern, warum also nicht eine Sendung, die auf ihre Fähigkeiten zugeschnitten ist?«⁶ Das Fernsehgerät wird anscheinend als festes Familienmitglied angesehen, mit der Tendenz, in den Mittelpunkt des familiären Lebens zu rücken. »In England leben 60 Prozent der Kinder in Haushalten, wo der Fernseher den ganzen Tag läuft, ganz egal, was gerade gezeigt wird. Für solche Kinder kann unser halbstündiges Ritual, das eigens für sie entwickelt wurde, sozusagen ein Rettungsanker sein.«⁷

Wenn man von dieser fatalistischen Voraussetzung ausgeht, ist jede weitere Auseinandersetzung um eine bestimmte Sendung völlig überflüssig. Die Haltung der Produzenten könnte mit folgenden Worten umschrieben werden: Die Kinder sitzen ohnehin ständig

vor dem Gerät, dann kann auch laufen, was will.

Es scheint natürlich auf Anhieb einleuchtend, dass im Vergleich zu vielen Trickfilmserien mit teils gewalttätigen Inhalten und ebenso im Vergleich zu eindeutig nicht altersgemäßen Sendungen die »Teletubbies« die geringere Gefährdung darstellen. Doch birgt die Sendung die Gefahr eines Gewöhnungseffektes an das Fernsehen. Die Konsumgewohnheiten werden bereits in frühester Kindheit angelegt und wirken fort. Darüber hinaus bietet die Sendung ein völlig verzerrtes Bild der Wirklichkeit, in der die Kinder leben und aufwachsen, und auch ein Bild von Kindheit und Menschsein, das für die Kinder eben keine Hilfe für ihre gesunde Entwicklung ist. Es ist grotesk, eine Sendung wie die »Teletubbies« auch noch als eine Art therapeutisches Heilmittel anzupreisen.

Hierbei ist es sehr interessant, die ersten Zuschauerreaktionen auf die »Teletubbies« mit einzubeziehen. Die Auswertung von 320 Beiträgen aus einer Internet-Diskussion mit der Fragestellung »Teletubbies – Total verblödend oder pädagogisch wertvoll?«⁸ ergab ein differenziertes Bild: Als negative Argumente wurden vor allem die grundsätzliche Ablehnung von Fernsehen für kleine Kinder, die babyhafte Sprache, die fehlenden Lernmöglichkeiten und die Kommerzialisierung genannt. Unangenehm fiel auch die gesamte Art und Weise der Ansprache der kleinen Kinder auf, die als unpassend und regressive Tendenzen fördernd bezeichnet wurde. Als positive Argumente zugunsten der Sendung wurden die Gewaltfreiheit und die sogenannte Kindlichkeit genannt. Die Figuren fielen als niedlich und liebenswert auf. Außerdem wurde darauf hingewiesen, dass die Kinder von der Sendung begeistert gewesen seien.⁹

Daraus kann man zwei Schlussfolgerungen ziehen:

Die eine bestünde in einem verstärkten Schutz der Kinder vor dem Fernsehen, dem Aufbau und der Sicherung von Schutzräumen für eine so weit wie möglich medial unbeeinflusste zumindest frühkindliche Entwicklungsphase. Wie lang soll diese Phase dauern? Das absolute Minimum, das bislang in Deutschland wenigstens theoretisch und auch in den Bekundungen vieler Eltern akzeptiert war, umfasst die ersten drei Lebensjahre. Unter dem Stichwort »Entmythologisierung des Mythos der ersten drei Lebensjahre« wird auch dieser Zeitraum momentan geopfert. Besser wäre es sicher, die ganze Vorschulzeit zu schützen, also bis zur Zeit des Zahnwechsels um das 7. Lebensjahr herum. Noch besser wäre es, erst mit dem 10. Lebensjahr, wenn sich die wichtigsten neuronalen Entwicklungsfenster des Kindes schließen, behutsam an das Medium heranzuführen.¹⁰

Die Alternative: Man würde sich gar nicht oder nur sehr begrenzt dem vorherrschenden Trend widersetzen. Aus der Akzeptanz der Lage ergibt sich die Notwendigkeit der Gestaltung, wenn noch ein Minimum an erzieherischem Verantwortungsbewusstsein existiert. Doch auf diese Weise wird eine von äußeren Zwängen gesetzte Notwendigkeit hingenommen. Es ist deutlich, dass damit keine originär an den Interessen des Kindes orientierte Entscheidung getroffen wird. Im Gegenteil: Hier dringen Marktzwänge in den pädagogischen Bereich ein.

Wie wirkt Fernsehen?

Wie jedoch wirkt das Fernsehen? Es zeigt uns eine Bilderwelt. Bilder »versteht« ein jeder, sogar kleine Kinder, so wird landläufig angenommen. Auch Kinder nehmen ja schon Bilderbücher zur Hand. So können sie sich auch daran gewöhnen, vor dem Fernseher zu sitzen.¹¹ Gegen die Reizüberflutung durch zu viele Bilder hilft die Schaffung von Stereotypen, so entstehen Weltbilder.¹² Durch die Technik der äußersten Elementarisierung, durch lange Einstellungen und Wiederholungen versucht zum Beispiel die Sendung »Teletubbies« der Reizüberflutung entgegenzuwirken.

Ist denn das Fernsehen zu erlernen, oder worin besteht der Unterschied etwa zum Lesen? Die Antwort von Neil Postman: »Das Fernsehen bietet eine ziemlich primitive, freilich unwiderstehliche Alternative zur linearen, sequenziellen Logik des gedruckten Wortes und tendiert dazu, die Härten einer an der Schrift orientierten Erziehung irrelevant zu machen. Für Bilder gibt es kein ABC. Um die Bedeutung von Bildern verstehen zu lernen, benötigen wir keinen Unterricht in Grammatik, Rechtschreibung, Logik oder Wortkunde. Wir benötigen nichts, was einer Schulbibel entspräche, keine Hausaufgaben und keine Voraussetzungen schaffende Ausbildung. Das Fernsehen verlangt keine besonderen Fähigkeiten und entwickelt auch keine Fähigkeiten.«¹³ Somit erwies sich in dieser Hinsicht das Fernsehen unter dem Aspekt des Lernens als ein Null-Faktor.

Die Produzenten der »Teletubbies« halten dagegen, dass »Fernsehen und Video [...] heutzutage die am meisten unterschätzten positiven Einflüsse bei der Erziehung unserer Kinder« seien. »Diejenigen, die sagen: ›Ich lasse mein Kind nie fernsehen‹, verweigern ihren Kindern diese Möglichkeit des Lernens«, so die Erfinderin der Figuren, Anne Wood.¹⁴ Die angebliche »Möglichkeit des Lernens« durch bloßes Anschauen von Fernsehbildern soll Kinder motivieren, »aktiv mitzumachen.«¹⁵ Es wird das Beispiel eines zweijährigen Mädchens geschildert, das eine Ballspielszene in einer »Teletubbies«-Folge anschaut und anschließend ebenfalls mit einem Ball spielt. Fernsehen ist nicht mehr einfach nur Fernsehen, sondern wird in »aktives Fernsehen« umbenannt.

Aber was es heißt, wenn ein Ball hüpfet und fliegt, lernt ein Kind nur durch das eigene Ausprobieren und die eigenimpulsierte Beschäftigung mit dem Ball. Das entdeckende Lernen, das Ausprobieren und die immer erneute Anpassung an veränderte Situationen bringt die Lebendigkeit in den Lernprozess. Wenn Lernen auf den Teilaspekt des Nachmachens reduziert wird, ist eine bedenkliche Verarmung eingetreten.

Vor der Glotze – eine exemplarische Verhaltensbeobachtung

Wie reagieren Kinder auf die Sendung? Eine exemplarische Verhaltensbeobachtung soll Aufschluss geben:

»Ein kleiner Junge im Alter von 15 Monaten sieht die Sendung ›Teletubbies‹. Er ist aufgeweckt, lebendig und spielfreudig. Seine Entwicklung ist in allen Aspekten altersgemäß und unauffällig. Das Laufen hat er vor acht Wochen erlernt. Er mag Rhythmen und Kinderlieder.



»Die Teletubby-Welt ist voller Musik und Tanz«

Die Sendung beginnt. Ein Babygesicht in einem der Sonne nachempfundenen Lichtkranz erscheint auf dem Bildschirm, lacht und gibt Laute von sich. Es ist eine Stimme zu hören: ›Zeit für Teletubbies, Zeit für Teletubbies.‹ Das lachende Gesicht zieht die Aufmerksamkeit des Jungen auf sich. Kurz danach erscheinen die vier bunten Figuren der Reihe nach, beginnen zu singen und zu tanzen. Der Junge ist sichtlich interessiert und erfreut. Er bewegt sich in Richtung Fernsehgerät, bleibt kurz davor stehen und beginnt wenig später, sich im Kreise zu drehen und in die Hände zu klatschen. Als die singenden und tanzenden Figuren sich entfernen, zeigt er mit ausgestrecktem Arm auf das Fernsehgerät, schaut in Richtung der erwachsenen Bezugspersonen und äußert mit fragendem Unterton: ›Dada, dada, dida, di-i?‹ Er erhält eine bestätigende Antwort: ›Ja, die Figuren sind jetzt weggegangen. Vielleicht kommen sie später noch einmal wieder‹, um ihm mitzuteilen, dass er eine zutreffende Beobachtung gemacht hat.

Mit offensichtlicher Belustigung schaut er sich die über eine Wiese hoppelnden Kaninchen an, läuft weiter in Richtung Fernsehgerät und zeigt mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die sich bewegenden Kaninchen. Mit der Fingerkuppe des Zeigefingers drückt er gegen den Bildschirm und versucht mit dem Fingernagel zu kratzen. Da er jetzt unmittelbar vor dem Fernsehgerät steht, wird er aufgefordert, sich von dem Gerät zu entfernen. Er tut es und lässt sich etwa zwei Meter weiter auf dem Boden nieder. Jetzt sitzt er auf seiner Spieldecke und schaut in Richtung Fernsehgerät. Mit seinen Händen greift er nach Spielzeugen, die auf der Decke liegen, schaut aber immer noch in Richtung Bildschirm. In seinen Händen hält er jetzt einen Gummispringball und einen großen Legobaustein. Er

versucht, den Ball in eine Vertiefung des Bausteins zu stecken. Dabei nimmt er Blickkontakt zu den Spielzeugen und zu seinen Händen auf und beachtet das Fernsehgerät nicht mehr. Er ist so vertieft in sein Spiel, dass er, als ihm der Gummiball aus der Hand fällt und wegrollt, durch eine Drehung des Oberkörpers ihn wieder zu bekommen versucht. Als das nicht gelingt, steht er auf und läuft hinter dem Ball her. Die Fernsehsendung beachtet er nicht mehr.

Das sich drehende Windrad in der Sendung und das erneute Erscheinen der vier Figuren ziehen seine Aufmerksamkeit wieder auf sich. Er schaut auf den Bildschirm und wendet sich Sekunden später wieder seinem Spiel zu. So geht es den ganzen mittleren Teil der Sendung. Erst gegen Ende, als die Figuren sich wieder singend und tanzend durch die Rasenlandschaft bewegen, fühlt er sich stärker angesprochen, steht auf und tanzt im Kreise herum.

Von der ganzen Sendung schaute er sich insgesamt etwa zehn Minuten an. Das Ende der Sendung bemerkte er, spielte jedoch unverdrossen weiter mit seinen Spielzeugen.«

Den fröhlichen Buben erfreuen Lieder und Bewegung, deswegen macht er mit bzw. ahmt nach. Dabei scheint es ihn zunächst gar nicht zu stören, dass er die Figuren nur auf dem Bildschirm und nicht lebenswirklich sehen kann. Auch wenn die bunte Landschaft und die Blumen nicht echt sind, sind sie für ihn Wirklichkeit. Kleine Kinder können zwischen Bild und Wirklichkeit nicht unterscheiden. Das Bild ist für den Jungen Wirklichkeit. Ebenso glaubt er, dass die Figuren im Innern des Fernsehgerätes wohnen.

Gefesselter Blick: Kleine Kinder vor dem Bildschirm



Die Handlungen und Aktivitäten des Films geben dem Jungen die Impulse und die Initiative vor, nach der er sein Spiel bzw. seine Nachahmung richten soll. Die eigene Vorstellungskraft und die eigene Phantasie sind nun nicht mehr gefragt. Auch die eigene Sinneswahrnehmung des Jungen ist auf den visuellen und auditiven Kanal reduziert, und auch bei diesen in einer durch das Medium erzwungenen eingeschränkten Art und Weise.¹⁶

Bemerkenswert ist der Versuch, die über den Bildschirm hoppelnden Kaninchen aus der Nähe zu betrachten und zu berühren. Der Junge hat schon mehrfach in der Nachbarschaft mit Kaninchen gespielt und diese auch gestreichelt. Er konnte sie fühlen, sie hochheben, am Bein oder am Ohr halten, riechen, hören, sehen, sie auf der Wiese erleben, er konnte ihre Wärme, ihr Herzklopfen spüren, vielleicht musste er auch seine eigene Angst überwinden, das Tier anzufassen.

Irritierter Wirklichkeitssinn

Was bleibt von einer trotz der Einfachheit der Situation doch äußerst komplexen Sinneswahrnehmung für den Jungen beim Fernsehen übrig? Sicherlich haben die in der Fernsehsendung über die Wiese hoppelnden Kaninchen eine Erinnerung an schöne Erlebnisse in ihm wachgerufen. Der Versuch, sich den Bildschirm-Kaninchen zu nähern, führt zu einer Enttäuschung. Das Kratzen mit den Fingernägeln, der Versuch der taktilen Wahrnehmung misslingt. Wie soll der Junge einordnen oder gar verstehen, dass sich diese Kaninchen nicht streicheln lassen? Welches sind denn die richtigen Kaninchen? Kann man Kaninchen nun anfassen oder nicht? Auf alle diese ihn umtreibenden Fragen und seine widerstreitenden Erfahrungen und Wahrnehmungen erhält der Junge keinerlei Antwort. In der Reaktion auf diese Enttäuschung und auch Verwirrung bleibt zwar sein Blick wie in Trance oder Hypnose an den Bildschirm gefesselt, aber er sucht sich seiner taktilen Wahrnehmungskompetenz zu versichern, indem er nach seinen Spielzeugen greift. Obschon er immer noch auf den Bildschirm schaut, beschäftigen sich seine Hände mit dem Gummispringball und dem Legobaustein. Der Versuch, den Ball in eine Öffnung des Bausteins zu stecken, dient der Wiederherstellung seines Raumerlebens, das durch den gescheiterten Versuch, das Kaninchen im Bildschirm zu streicheln, zutiefst verunsichert wurde. Das Fernsehen gaukelte dem Jungen einen dreidimensionalen Raum vor. Die visuelle Sinnestäuschung versucht er jetzt in Einklang mit seinen bereits vorher gemachten Sinneswahrnehmungen zu bringen.

Welcher Wirklichkeitssinn wird bei einem Kind veranlagt, das in hohem Maße auf echte Wahrnehmungen verzichten muss? An die Stelle der Wirklichkeit tritt eine stellvertretende »Wirklichkeit«, die ein ganz eigenes Weltbild prägt. Die Sinne als Wahrnehmungsorgane der Wirklichkeit stumpfen ab, werden auf Minimalbereiche reduziert und verkümmern.

Die Folgen sind für Kinder weitaus dramatischer als für Erwachsene, denn letztere sind im Wesentlichen in der Welt der wirklichen Erlebnisse aufgewachsen und verankert. Die Fernsehwelt ist für sie etwas Zusätzliches und vielleicht sogar eine Erfahrungserweiterung, für die Kinder wird das Aufwachsen in ihr konstitutiv und bestimmt ihr Weltbild und ihre Persönlichkeitsentwicklung. Das Fernsehen behindert und verunsichert das Kind

in seinen Lernfortschritten. Um eine Vorstellung eines Objektes entwickeln zu können, muss dieses zunächst mit den Sinnen erfasst worden sein. Die sogenannte Objektpermanenz erlernt das Kind in mehreren Einzelschritten, die von Jean Piaget¹⁷ beschrieben wurden. Das gleiche gilt auch für die Objekt Konstanz, die Objektkonsistenz, kurzum für die allgemeinen physikalischen Eigenschaften von Gegenständen. Für das Kind handelt es sich um einen hochkomplexen Lernprozess mit vielfältigen Interaktionen. Hier haben wir es mit wirklichen Interaktionen zu tun. Die angebliche »Interaktivität« einer Fernsehsendung wie »Teletubbies« erweist sich als Pseudo-Interaktion. Anne Wood stellt ihre Sicht dar: »Wir lassen genügend Freiraum für die Kinder, mit dem Bildschirm zu ›sprechen‹. Das ist interaktiv.«¹⁸ Interaktivität erfordert jedoch ein Gegenüber. Im Zusammenhang mit Objekterfahrungen sind zahllose kleine Einzelschritte und Detailerlebnisse notwendig, bis sich das Kind »ein abstraktes Bild von Zeit und Raum gebaut«¹⁹ hat. Dieser Erfahrungsbereich ist nicht und durch nichts ersetzbar. Nimmt man einem Kleinkind diesen Erfahrungsbereich oder schmälert ihn, sind Wahrnehmungsstörungen und letztlich Behinderungen unvermeidbar. Die Begrenztheit des Fernsehens wird von Produzenten und allen am Film- und Fernsehgeschäft Beteiligten schlichtweg nicht eingestanden.

Ein weiterer Aspekt der Wahrnehmungsentwicklung des kleinen Kindes ist das Zeiterleben. Immer wieder erfährt das Kind, dass die Zeit fortschreitet, dass sie ein kontinuierlicher Prozess ist. Außerdem hat es erfahren, »dass ›Zeitteile‹ in ihrer Reihenfolge nicht einfach austauschbar sind und dass sich das Zeitkontinuum etwa durch Herausschneiden unwichtiger Teile [...] nicht einfach raffen lässt.«²⁰ In den meisten Fernsehsendungen, auch für Kinder, wird die Zeit zusammengeschnitten, um eine dichte Ereignisfolge zu erzielen. Dieser Zeitraffer führt zur ständigen Anspannung der Aufmerksamkeit der Zuschauer, stellt aber auch eine Verzerrung der zeitlichen Realität dar, was zu seelischen Belastungen auf Grund von Fehlwahrnehmungen (Dyskognitionen) führen kann.

Auswirkungen des Fernsehens auf das Kind

Die frühkindliche Entwicklung wurde in den letzten Jahren sehr viel gründlicher erforscht, als es in der Öffentlichkeit oft wahrgenommen wird. Demnach ist der Säugling nicht nur ein im Wechsel schlafendes und trinkendes Lebewesen, sondern bereits von Geburt an in der Wahrnehmung der Umgebung und seiner selbst hochaktiv. Wichtige Lernprozesse finden schon jetzt statt, Kommunikation und soziale Interaktion spielen eine entscheidende Rolle. Die Grundlagen für das Bindungsverhalten eines Kindes werden gelegt. Genau genommen beginnen diese Prozesse sogar schon in der vorgeburtlichen Zeit im Mutterleib.

Der »kompetente Säugling«²¹ wird in seinen Möglichkeiten, Fähigkeiten und Bedürfnissen oft verkannt. In den Veröffentlichungen von Martin Dornes wird auf das umfangreiche Spektrum des schon von sehr kleinen Kindern Geleisteten hingewiesen.

Demgegenüber geht Hans Dieter Erlinger, Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität/Gesamthochschule Siegen, in seinem Statement in der Presseinformation des Kinderkanals zur Einführung der neuen Fernsehserie noch von folgender Annahme aus: »Die Teletubby-Welt ist sanft, überschaubar, farbig und harmonisch. Sie ist sonnig,



Ruhig gestellt – Fernsehen beansprucht nur den Seh- und Hörsinn

abwechslungsreich und voller Musik und Tanz. Und sie ist gewaltfrei. Niemand weiß bisher, wie Kinder die Welt wahrnehmen. Aber dass sie sie annähernd so wahrnehmen (oder wahrnehmen möchten), wie die ›Teletubbies‹ sie anbieten, scheint wahrscheinlich.«²²

H. D. Erlinger scheint nicht zu wissen, dass kleine Kinder unmittelbar über ihre Sinne die Welt kennen und verstehen lernen. Das Fernsehen kann jedoch nur den Seh- und den Hörsinn des Kindes als Kommunikationskanal nutzen, und auch diese nur eingeschränkt. Alle anderen Wahrnehmungsmöglichkeiten werden dabei völlig ungenutzt gelassen. In der ›Teletubby‹-Welt finden wohl eher die Vorstellungen, die sich manche Erwachsene von der Kinderwelt machen, ihren Ausdruck: »Viel besser eignet sich diese Serie als komödiantisch-herzige Gute-Nacht-Geschichte für Erwachsene, die sich in eine sentimentale Science-Fiction-Kinder-Welt flüchten wollen.«²³

Es ist hingegen geradezu erschreckend, dass Befürworter der ›Teletubbies‹ wie Claus Koch in naiver Apologie jeglichen Schutz der frühkindlichen Phase aufgeben und das auch noch als besonders dem Kind zugewandte »Anerkennung der eigenen Persönlichkeit des Kleinkindes«²⁴ ausgeben. Die Auseinandersetzung um die ›Teletubbies‹ zu einer Frage des bei Erwachsenen und Kindern differierenden »Geschmacksurteils« zu verflachen, ist unhaltbar und geht an jahrzehntelangen wissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen der Entwicklungspsychologie vorbei.

Der Anspruch der ›Teletubbies‹-Macher, den Kindern ein ihren Bedürfnissen angemessenes und zumindest nicht schädliches Unterhaltungsangebot zu machen, ist an den tatsächlichen Erfordernissen einer gedeihlichen Entwicklung der Kleinkinder insbeson-

dere im Vorkindergartenalter zu messen. Diese Entwicklung vollzieht sich in drei Stufen: Gehen, Sprechen, Denken.

Gehen

Die markanteste Entwicklungsstufe im motorischen Verhalten der Kinder ist das Lernen des freien Laufens. Etwa im Alter um 12 Monate wird es erlernt. »Die meisten Kinder laufen kurz nach ihrem ersten Geburtstag die ersten Schritte frei; die Variationsbreite zwischen verschiedenen Kindern liegt zwischen etwa 10 und 15 Monaten.«²⁵ Dem gehen jedoch vielfältige und mittlerweile auch in weiten Teilen gut erforschte motorische Erfahrungen des Kindes voran.²⁶ Wann genau ein Kind gehen kann, hängt zum einen von den inneren Reifungsprozessen ab, zum andern aber wesentlich von der Möglichkeit, die sich entwickelnden motorischen Fähigkeiten aktiv zu üben. Fehlt diese Gelegenheit zum Üben oder ist sie stark eingeschränkt, so kann sich die Entwicklung allgemeiner Fähigkeiten der motorischen Koordination entsprechend verlangsamen.

Beobachtungen der elterlichen Hilfestellungen beim Laufenlernen ihrer Kinder ergaben, dass das unselbstständige Verhalten der Kinder positiv aufgegriffen wurde. Ansätze in Richtung des selbstständigen Gehens wurden unterstützt. Doch warum gaben die Eltern so viel Hilfe bei einem ansonsten sicher zu erwartenden Entwicklungsfortschritt? Die Kinder hätten das Gehen wohl auf jeden Fall – selbst ganz ohne elterliche Unterstützung – erlernt. Man schließt daraus, dass die soziale und kommunikative Komponente eine wesentliche Rolle für die spätere Persönlichkeitsentwicklung spielt.

»Möglicherweise ist für künftige Entwicklungsaufgaben des Kindes weniger der Zeitpunkt des ersten freien Laufens bedeutsam, sondern das elterliche Verhalten in dieser Phase.«²⁷

Kinder, die in ihrer Entwicklung eine derart differenzierte Unterstützung erhalten, können Urvertrauen aufbauen bzw. erhalten, Selbstvertrauen bekommen und ein sicheres Bindungsverhalten erwerben.

Nun ist das sich Aufrichtenkönnen aus der Erdschwere eine spezifisch menschliche, erworbene Eigenschaft, im Unterschied zur Herausbildung der motorischen Fertigkeiten in der Tierwelt. »Das Schreiten ist nicht ein einfacher Bewegungsvorgang, der die Lokomotion ermöglicht, sondern im Gehenlernen offenbart sich ein Bewusstseinsvorgang, der zur Wahrnehmung der Umwelt als ein ›Draußen‹ führt. Dieser Prozess beginnt mit dem ›Blicken‹, setzt sich fort im ›Greifen‹ und erreicht seinen Endpunkt im ›Gehen‹. Vom *Blick* der Augen über den *Griff* der Hände bis zum *Schritt* der Füße geht die Bewusstseins-erhellung, die dem Kind am Ende des ersten Jahres die Erfassung des eigenen Selbstes ermöglicht.«²⁸

In dieser ganzheitlichen Sichtweise ist das Gehenlernen nicht beschränkt auf die physische Fähigkeit, seinen Bewegungsapparat zu benutzen, sondern gehört konstitutiv zum Menschsein an sich dazu. Lange bevor das Kind zum ersten Mal »Ich« zu sich selbst sagen kann, erlebt es hier einen Moment der Bewusstwerdung.

»Kinder wollen tanzen, spielen und singen. Und genau das können sie zusammen mit den ›Teletubbies‹ machen«, so Anne Wood in BBC WORLDWIDE.²⁹ Warum sie dazu allerdings die »Teletubbies« brauchen sollen, wird nicht begründet. Der physiologische Effekt des Fernsehens ist zunächst nämlich ein völlig anderer. Die Blickfixierung auf den



Bildschirm führt zur körperlichen Erstarrung. Zunächst gefriert einmal der Blick bis in die physiologischen Einzelheiten. »Die Glotze«, wie das Fernsehgerät im Volksmund genannt wird, erfordert einen starren Blick. Das Gesichtsfeld wird eingengt, die Akkommodation der Augen auf verschiedene Sehentfernungen kommt zum Stillstand, die Zahl der Saccaden [ruckartige Suchbewegungen des Auges] sinkt und die Pupillenweite verringert sich. So können alle körperlichen Vorgänge genau beobachtet werden: Überall zeigt sich die passivisierende Wirkung des Fernsehens. »Der Bildschirm versetzt also nicht nur das Bewusstsein in einen Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen, sondern auch den gesamten Stoffwechsel des Menschen.«³⁰

Untersuchungen zum Fernsehverhalten von Vorschulkindern zeigen, dass vor dem Fernsehgerät während des Sehens der Aktivitätsgrad sinkt. »Die Kinder sprachen wenig und auch die Bewegungsaktivität war [...] gering.«³¹

Die Befürworter der Sendung weisen immer wieder darauf hin, dass beim Anschauen der »Teletubbies« zum Mitmachen, Tanzen, Singen, Sprechen usw. aufgefordert würde. Das wird als »Interaktivität« bezeichnet. Der Zusammenhang der Darstellung soll den Schluss nahe legen, es handle sich hierbei um eine Art von Kommunikation. Die Begriffungsgenauigkeit verschleiert den eigentlichen Bedeutungsgehalt, denn um eine irgendwie geartete menschliche Interaktion, die von beiden Seiten geführt und gestaltet wird, handelt es sich eindeutig nicht. Von den zuschauenden Kindern wird ein einseitig reaktives Verhalten erwartet. Das zuschauende Kind verfügt über keinerlei Möglichkeit, den Ablauf des Sendungsprogramms zu beeinflussen. Die Sendung läuft ab, notfalls auch gegen den Willen des Kindes, und folgt der eigenen Handlungslogik. Das als »interaktiv«

im Sinne einer menschlichen Interaktion und Kommunikation zu bezeichnen, ist schlichtweg unzutreffend. Im Übrigen brauchen Kinder keine Vorbilder für ihre Bewegung. »Sich richtig bewegen ist eine angeborene Fähigkeit« der Kinder.³² Und obendrein ist die Art und Weise der Figuren in der Sendung, sich zu bewegen, von grotesker Ungestaltetheit und karikiert kleinkindliche Bewegungsmuster.

Sprechen

Zu den am häufigsten geäußerten Kritikpunkten an den »Teletubbies« gehört die in der Sendung verwendete Sprache, die als wenig ansprechend und nicht altersgemäß erlebt wird. Beispiele für sprachliche Regressionen von Kindern im Zusammenhang mit dem Konsum der »Teletubbies« findet man immer wieder. Sogar überdurchschnittlich entwickelte Kinder sind davon betroffen.³³ Patzlaff berichtet über Untersuchungen in Kindergärten im Raum Mainz, die im Durchschnitt bei 25 Prozent der Kinder Sprachentwicklungsstörungen feststellten.³⁴

Eine Mutter formuliert ihre Besorgnis: »Der gesamte Kindergarten meiner Tochter befindet sich in einer Art Sprachauflösung. Bald kann gar kein Kind mehr Hallo sagen. Ich höre schon jetzt fast nur ›Ah-Oh, Ah-Oh‹.«³⁵

»Grimmig müssen Eltern zur Kenntnis nehmen, dass das Sprachvermögen ihrer Kinder zwar regrediert, wenn sie die ›Teletubbies‹ nachahmen, die Wissenschaft darin aber offenbar keinen Anlass zu Befürchtungen sieht.«³⁶ Auch Karin Böhme-Dürr vom Institut für Medienwissenschaften der Universität Düsseldorf äußert Zweifel an der Möglichkeit des Spracherwerbs durch das Anschauen der Sendung »Teletubbies«.³⁷ Auch wenn vielleicht einzelne Wörter erlernt werden können, »Kommunikation lässt sich durch Fernsehen, Radio et cetera nicht erlernen.«³⁸ Damit ist der zwischenmenschlich-kommunikative Aspekt des Spracherwerbs angesprochen. Ohne ein Gegenüber, ohne die Umgebung der lebendigen gesprochenen Sprache (wohlgemerkt nicht der Stimmen aus einem Lautsprecher!) kann ein Kind seine Sprache nicht oder nur unvollkommen aufbauen. »Die Anfänge der Sprachentwicklung [sind, L.S.] untrennbar in die Entwicklung der ersten sozialen Beziehungen eingebettet.«³⁹

Nun verkümmert aber gerade dieser Teil des Zusammenseins in den Familien. Immer weniger Zeit können die Eltern heutzutage für die Kinder aufwenden. »Durchschnittlich bleiben einer Mutter pro Tag nur etwa zwölf Minuten, um mit ihrem Sprössling ein richtiges Gespräch zu führen.«⁴⁰ Das ist erschreckend wenig, gemessen an den mehr als eineinhalb Stunden Fernsehkonsum. Wenn die lebendige Kommunikation und das sprachliche Vorbild fehlen, sind Sprachentwicklungsdefizite die unweigerliche Folge. Vor dem Fernseher wird geschwiegen, und die Sprache, die die Sendungen anbieten, ist bei weitem kein Ausgleich. Die Priorität des Fernsehens liegt auf der visuellen Information.⁴¹

Anne Wood begründet die Babysprache der »Teletubbies«: »Sie *sind* schließlich Babys! Würden sie wie Erwachsene reden, würde der ganze Zauber verfliegen!«⁴² Diese Aussage und die hartnäckig immer wieder vorgetragene Beteuerung, die »Teletubbies« seien kindgemäß und würden kindliche Sprachmuster repetieren, stellen die gesamte Begründung für die Verwendung dieser Art von Sprache in der Sendung dar.

Mechthild Papoušek wies durch detaillierte empirische Forschungen nach, dass in ei-

*Teletubbies überall:
T-Shirts als Werbeträger*

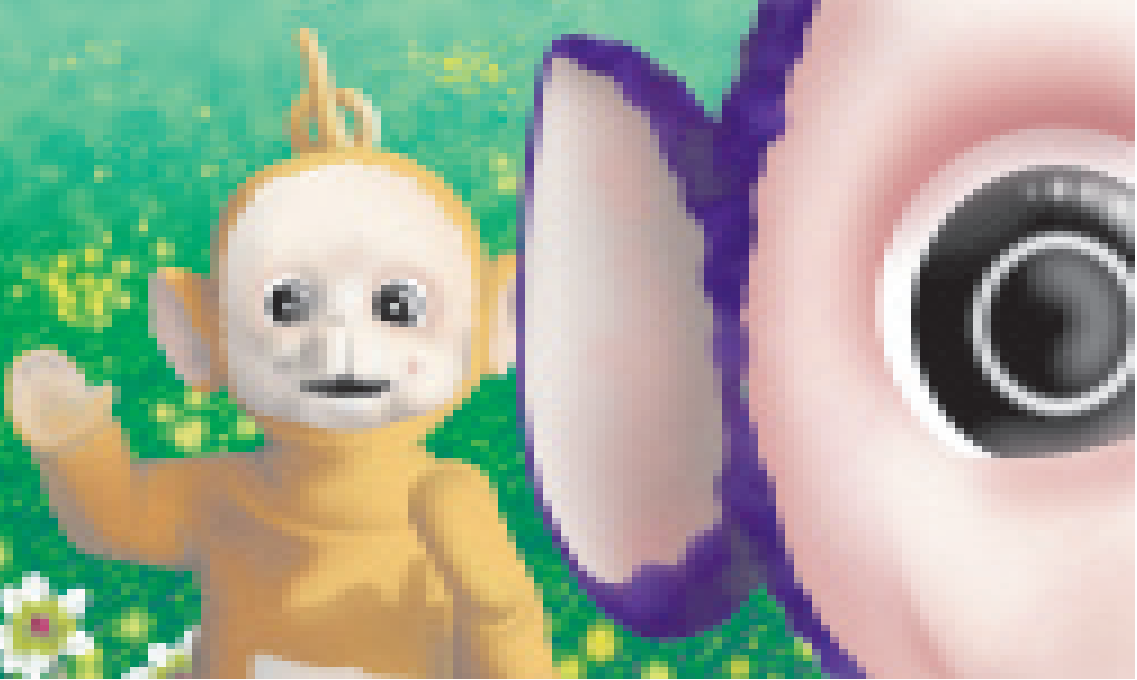


dem komplexen Prozess der sprachlichen Interaktion zwischen Mutter und Kind (nach Lorenzer: Mutter-Kind-Dyade) die mütterliche Sprechweise genau auf die Möglichkeiten und Bedürfnisse des Kindes abgestimmt wird. Die Mutter ist dem Kind immer ein kleines Stück voraus und antizipiert dessen nächsten Entwicklungsschritt. »Jedes Entwicklungsalter bedarf daher eines spezifischen Profils für eine optimale Förderung von Sprachverständnis und expressiver Sprachentwicklung.«⁴³ Sprache und Spracherwerb betreffen somit nicht einen rein physikalisch-akustischen Vorgang, sondern es handelt sich um einen Beziehungsprozess. Dieser Prozess ändert sich im Laufe der Jahre des Aufwachsens nur insofern, als die primäre Bezugsperson durch einen größeren Kreis von Bezugspersonen abgelöst wird. »Die Expansion der kommunikativen Kompetenz des Kindes ist ganz wesentlich Folge derartiger Modifikationen im Anpassungsverhalten seiner primären Bezugspersonen.«⁴⁴

Es »ist zu bezweifeln, von welchem Nutzen oder Anreiz die vielerorts kritisierte ›Babysprache‹ der Figuren, in der die Stimm-Melodik von Kleinkindern völlig unzutreffend von Erwachsenen nachgeahmt wird und einzelne Worte im Sinne einer Dyslalie (Sprachfehler) gezielt falsch gesagt werden (z.B. haro statt hallo), für die Kinder sein soll. Ob tatsächlich alle Ideen von den Kindern kommen, wie die Produzenten betonen, oder ob mit der technischen Prägung der Figuren die kindliche Wahrnehmung nicht frühzeitig in eine bestimmte Richtung gelenkt werden soll, darf kritisch gefragt werden.«⁴⁵

Die Sprache hört sich an wie eine »Micky Maus«-artige Verzerrung, als wenn das Band beim Abspielen schneller als bei der Aufnahme läuft. Die Tonhöhe ist um eine Oktave erhöht und soll dadurch wohl einen weiblich-mütterlichen Klang erhalten. Die sogenannte Ammensprache (›baby talk‹) sollte aber bei der Altersgruppe von eins bis drei Jahren eigentlich bereits ausgedient haben.

Emmi Pikler hat ihre Erfahrungen mit dem kindlichen Spracherwerb zusammengefasst:



Die Physiognomie der Teletubbies entspricht dem Kindchen-Schema

»Das Kind lernt von uns sprechen. Wir müssen also aufpassen, was für Worte, mit welcher Betonung, auf welche Art wir mit ihm sprechen. Von Anfang an lispeln wir nicht, sprechen wir nicht mit schlechter Artikulation oder sinnlos mit dem Säugling. Damit erschweren wir ihm das Sprechenlernen. Doch sprechen wir auch nicht stark artikuliert, übertrieben langsam. Sprechen wir mit dem Säugling verständlich, einfach, fließend und ruhig – auch schon mit dem Neugeborenen; freundlich und immer grammatisch richtig. Geradeso, wie wir mit jedem verständigen Erwachsenen zu sprechen gewohnt sind. Also nicht so: »Paulchen geht panschi-panschi«, sondern: »Komm Paulchen, wir gehen baden!« Nicht so: »Das Baby bekommt Milchi«, sondern: »Warte Julchen, gleich bekommst du deine Milch.« [...] Richten wir uns also nicht um jeden Preis nach dem Kind, reden wir nicht »kindisch«, nicht wir lernen vom Kind sprechen, sondern das Kind lernt von uns.«⁴⁶

Der Entwicklungspsychologe Peter Rossmann betont, dass Kinder im Laufe ihres zweiten Lebensjahres »bereits viel komplexere sprachliche Äußerungen [verstehen], als sie zu produzieren imstande sind, beispielsweise verstehen sie viele Wörter, die sie noch nie selbst benützt haben, und sie verstehen weitgehend die Umgangssprache, obwohl sie selbst nur in Zweiwortsätzen reden.«⁴⁷

Denken

Andrew Davenport, Regisseur und Drehbuchautor der Sendung, geht von folgender Voraussetzung aus: »Wenn man Fernsehen für Kinder macht, darf man nicht zynisch sein. Wir müssen uns auf die Phantasiewelt einlassen.«⁴⁸ Und Albert Schäfer, der Programmgeschäftsführer des Kinderkanals, vertritt die Ansicht: »Diese Sendereihe regt die Phantasie an, sie verlangt geradezu nach eigenem Erleben.«⁴⁹ Die Reihenfolge ist klar: Erstens die »Teletubbies« im Fernsehen anschauen, zweitens die Phantasie durch die Sendung anregen lassen und drittens eigenes Erleben verwirklichen. So wird rhetorisch die Pri-

märerfahrung zur »Tertiärerfahrung« gemacht.

Die Frage nach der Bedeutung der Phantasie für die kindliche Entwicklung ist hierbei offenbar zentral. Was ist Phantasie?⁵⁰

Die Phantasie gehört zu den Inhalten unseres Bewusstseins. Neben der Phantasie finden sich dort die Wahrnehmungen als Eindrücke der uns umgebenden Welt und die Erinnerungen, mit denen diese Eindrücke mehr oder weniger deutlich vergegenwärtigt werden können. Sind die Wahrnehmungen und Erinnerungen rezeptiv und reproduktiv, so ist die Phantasie kreativ, produktiv und spontan. So erweist sich die Phantasie als schöpferischer und schaffender Teil des menschlichen Bewusstseins.⁵¹ Wird die Phantasiekraft gebremst oder zerstört, so ist der dynamische Teil der Bewusstseins- und Persönlichkeitsentwicklung geschädigt. Die betroffene Person wird auf die rezeptive Wahrnehmung und die reproduktive Erinnerung zurückgeworfen. Um zum Verstand und zum Denken zu gelangen, braucht der Mensch jedoch – so Rudolf Steiner – lebendige Phantasiekräfte. »Der Verstand ist die durchgesiebte Phantasie. Das beachten die Leute nicht, deshalb halten sie den Verstand für ein so viel größeres Wirklichkeitselement, als es die Phantasie ist. Aber die Phantasie ist das erste Kind der natürlichen Wachstums- und Bildekräfte selbst. Daher drückt die Phantasie etwas unmittelbar Wirkliches nicht aus, denn solange die Wachstumskraft im Wirklichen arbeitet, kann sie nicht zur Phantasie werden. Es bleibt erst etwas übrig für die Seele als Phantasie, wenn das Wirkliche versorgt ist. Aber innerlich, der Qualität, der Wesenheit nach ist die Phantasie durchaus dasselbe wie die Wachstumskraft. Dasjenige, was unseren Arm von der Kleinheit größer werden lässt, ist dieselbe Kraft wie dasjenige, was in uns dichterisch in der Phantasie, überhaupt künstlerisch in der Phantasie tätig ist in der seelischen Umgestaltung.«⁵²

»Man kann einem Kinde eine Puppe machen, indem man eine alte Serviette zusammenwindet, aus zwei Zipfeln Beine, aus zwei anderen Zipfeln Arme fabriziert, aus einem Knoten den Kopf, und dann mit Tintenklecksen Augen und Nase und Mund malt. Oder man kann eine sogenannte ›schöne‹ Puppe mit echten Haaren und bemalten Wangen kaufen und sie dem Kinde geben. Es braucht hier gar nicht einmal davon gesprochen werden, dass diese Puppe natürlich doch scheußlich ist und den gesunden ästhetischen Sinn für Lebenszeit zu verderben geeignet ist. Die Haupterziehungsfrage dabei ist eine andere. Wenn das Kind die zusammengewickelte Serviette vor sich hat, so muss es sich aus seiner Phantasie heraus das ergänzen, was das Ding erst als Mensch erscheinen lässt. Diese Arbeit der Phantasie wirkt bildend auf die Formen des Gehirns. Dieses schließt sich auf, wie sich die Muskeln der Hand aufschließen durch die ihnen angemessene Arbeit. Erhält das Kind die sogenannte ›schöne‹ Puppe, so hat das Gehirn nichts mehr zu tun. Es verkümmert und verdorrt, statt sich aufzuschließen ...«⁵³

Diese Aufgabe, etwas Fehlendes zu ergänzen, ist der entscheidende Impuls für die Herausbildung der Phantasiekräfte. Die Behauptung Albert Schäfers, die »Teletubbies« würden die Phantasie der Kinder anregen,⁵⁴ ist nicht stichhaltig. Zu sehr sind Details vorgegeben, zu sehr dominiert ein verkitschtes Bild von Kindheit und kindlicher Lebenswelt. Die Gestaltung der Figuren nach dem von Konrad Lorenz beschriebenen Kindchen-Schema ist symptomatisch. Überproportionale Köpfe mit großen Kulleraugen, eine Physiognomie mit dickem Windelpopo, unbeholfene und tapsige Fortbewegung sowie eine idealisierte Babysprache dokumentieren, wie manche Erwachsene sich die kleinen

Kinder vorstellen.

Ein verkümmertes, auf Stereotypen angewiesenes Denken ist die Folge. Das Sich-Beschäftigen mit einer medialen Scheinwelt wird zum Denk-Ersatz für diejenigen, die nicht abstrakt, sondern lediglich konkret-bildlich denken können. Diese Art des bildlichen Denkens folgt nicht den Impulsen der eigenen Kreativität, sondern ist vorgegeben. Ein Einfallstor für Manipulation in jedweder Hinsicht wird geöffnet.

Ein beeindruckendes Beispiel für das Erwachen des Denkens führt Karl König an. Die Verbindung von sinnlicher Erfahrung und Erfassen des Wortverständnisses setzt urplötzlich das Denken in Gang. Es geht um die sieben Jahre alte, taubblinde Helen Keller.

»Ihre Lehrerin, Miß Sullivan, erzählt: »Wir gingen hinaus in das Brunnenhaus. Dort ließ ich Helen ihren Becher unter das Rohr halten, während ich pumpte. Als das kalte Wasser herausschoss und den Becher füllte, buchstabierte ich in Helens freie Hand w-a-t-e-r. Das Wort, das so unmittelbar auf die Empfindung des kalten, über ihre Hand strömenden Wassers folgte, schien sie zu verblüffen. Sie ließ den Becher fallen und stand wie verzaubert. Ein neues Licht trat in ihre Züge.«⁵⁵

Von diesem Augenblick an konnte das taubblinde Mädchen die Wörter nicht nur als sinnlose Zeichen erleben, sondern mit gedanklichen Inhalten füllen. Ihr Denken war erwacht. Ohne das sinnliche Erlebnis mit dem Wasser wäre das unmöglich gewesen. In ähnlicher Weise, wenn auch durch eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Sinneseindrücke, beginnt in einem vielgestaltigen Prozess das Denken bei jedem Menschen. Der Erwerb der Sprache setzt bereits früher ein, dann tritt das Denken hinzu. Die Hilfestellung, die bei einem solchen Vorgang von dem Medium Fernsehen erwartet werden kann, ist äußerst begrenzt.

Im Zweifelsfall abschalten

»Diskutierbar bleibt nach wie vor die Frage, ob Kinder in diesem Alter überhaupt fernsehen sollten, ob es nicht bessere Möglichkeiten gibt, die Kinder zu unterhalten und zu fördern.« So die zaghafte Frage von zwei Autorinnen, die im Auftrag des »Kinderkanals« elf Kinder beobachtet haben, welche die »Teletubbies« sahen.⁵⁶ Aus den Gesprächen mit Erzieherinnen und Eltern sowie aus eigenen Wahrnehmungen ergaben sich Hinweise für Entwicklungsrückstände im sprachlichen Bereich, grob- und feinmotorische Defizite, Schwierigkeiten in der räumlichen Orientierung und im Sozialverhalten bei fünf der elf Kinder.

Eines muss immer wieder deutlich herausgestellt werden: Kinder, die unter weitgehend optimalen Bedingungen aufwachsen, über intakte Familienstrukturen und eine die Sinne anregende Freizeitgestaltung verfügen, werden durch ein Minimum an Fernsehkonsum wohl nur kaum in ihrer gesunden Entwicklung geschädigt. Die Betonung bei dieser Aussage liegt jedoch auf »Minimum«. Dramatisch wird die Situation vor allem dort, wo früher und übermäßiger Fernsehkonsum in Verbindung mit Entwicklungsstörungen und/oder Milieuschädigungen auftritt. Dort wird das Kinderfernsehen schnell zu einer intensiven Ersatzbeschäftigung. Der Weg in eine lebenslängliche Abhängigkeit ist damit vorgezeichnet.

Eine wachsende Zahl von Kindern und Jugendlichen spielt zu wenig und bewegt sich nicht ausreichend. Etwa ein Viertel aller deutschen Schüler leidet an Übergewichtigkeit bis hin zur Fettsucht. Das hat Folgen: Die Zuckerkrankheit Diabetes Typ II, bislang als Altersdiabetes bekannt, ist auf dem Vormarsch. In den USA gibt es Fälle von Altersdiabetes bei Kindern unter zehn Jahren, in Großbritannien bei Dreizehn- bis Fünfzehnjährigen. Die betroffenen Kinder entstammten keinem besonders gefährdeten Personenkreis, außer dass sie sich zu wenig bewegten und fast nur sitzende Freizeitbeschäftigungen hatten. Auch in Deutschland sind jugendliche Diabetes II-Patienten mit deutlichem Übergewicht bekannt.⁵⁷

Die Entscheidung darüber, ob Kinder überhaupt fernsehen, und wenn ja, was sie im Fernsehen anschauen sollen, haben die Eltern zu treffen und zu verantworten.⁵⁸ Im Zweifelsfall sollte die Konsequenz immer sein: Abschalten – erst recht im Kinderzimmer.

Zum Autor: Leonhard Schiffer, Waldorflehrer und Sonderschullehrer, unterrichtet an der Johannes-Schule Bonn, Freie Waldorfschule für Erziehungshilfe, und lebt mit drei Kindern in der Nähe von Bonn.

Anmerkungen:

- 1 Vergleiche dazu »Greenpeace Magazin« 2000, 2
- 2 Aktuelle Zahlen entnommen aus: Ben Bachmair: Kinderkultur und Fernsehen. Aktuelle Fernsehnutzung der Kinder und Trends einer kulturellen Veränderung. In: Medien praktisch, Heft 4/1999, S. 52-56
- 3 Sabine Feierabend, Thomas Windgasse: Was Kinder sehen. Eine Analyse der Fernsehnutzung 1996 von Drei- bis Dreizehnjährigen. In: Horst Dichanz: Handbuch Medien: Medienforschung, Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung) 1998, S. 120
- 4 www.kinderfreund.de
- 5 ebd.



- 6 Norbert Neuß, Claus Koch (Hg.): Teletubbies & Co. Schadet Fernsehen unseren Kindern? Weinheim, Basel 2001, S. 26
- 7 BBC Worldwide: Die Geschichte der Teletubbies, London 2000, S. 5
- 8 Die Umfrage wurde als NetCommunity Discussion von einer studentischen Projektgruppe zum Thema »Teletubbies« am Seminar für Erziehungsschwierigenpädagogik (begleitet von Professor Januszewski) der Heilpädagogischen Fakultät in Köln durchgeführt.
- 9 Ein Teil dieser Interviewäußerungen wurde in einem kurzen Videofilmbericht dokumentiert.
- 10 Vergleiche dazu Rainer Patzlaff: Der gefrorene Blick. Die physiologische Wirkung des Fernsehens und die Entwicklung des Kindes, Stuttgart 2000, S. 92: »Etwa mit dem zehnten Lebensjahr schließen sich die wichtigsten Entwicklungs->Fenster«, und die gesamte Situation des jungen Menschen ändert sich: Bis dahin war das Kind der Welt so innig verbunden, war mit seinem Fühlen und Wollen noch so ausgebreitet in die Umgebung, dass es den Gegensatz von Außen und Innen eigentlich nicht kannte. Erst mit der sich anbahnenden Pubertät, zwischen dem zehnten und zwölften Lebensjahr etwa, löst sich das Seelische aus dem naiven Verflochtensein mit der Welt endgültig heraus und bildet einen Innenraum, in welchem der junge Mensch sich selber findet, während die Welt draußen als etwas Fremdes, nur noch Äußeres empfunden wird, dem das Ich gegenübersteht.« Dies ist ein Versuch, eine Altersgrenze nicht willkürlich zu bestimmen, sondern zu begründen. Denkbar wäre auch, die Grenze bei 14 Jahren anzusetzen. Um dieses Alter herum bildet sich die eigene Urteilsfähigkeit des jungen Menschen heraus.
- 11 »Fernsehen als Kulturtechnik muss erlernt werden.« So die Begründung des SWR-Schulfernsehens. In: »Von den drei Wirklichkeiten«, CD-ROM Medienpädagogik 2000 der Bundeszentrale für politische Bildung. Dort heißt es auch weiter: »90 % unseres Wissens ist heute medienvermittelt.« Vergleiche dazu Werner Früh: Medien und Wirklichkeit, S. 4. Leider erfährt man nicht, in welchem Umfang dabei Printmedien beteiligt sind.
- 12 Vergleiche dazu Walter Lippmann, in: CD-ROM Medienpädagogik 2000.
- 13 Neil Postman: Das Verschwinden der Kindheit. Frankfurt/M. ¹³2000
- 14 Kinderkanal: Die »Teletubbies«, Sendereihe für Kinder, Presseinformation Erfurt 1999
- 15 Claudia Höller, Sabine Müller: Was ist bloß so faszinierend an den »Teletubbies« ...? Zusammenfassung einer Untersuchung: Wie Vorschulkinder die »Teletubbies« wahrnehmen und verarbeiten. In: Neuß, Koch, s. Anm. 6, S. 41-59
- 16 Vergleiche dazu Patzlaff, s. Anm. 10, S. 15-29
- 17 Vergleiche dazu die Angaben bei Michael Millner: Das Beta-Kind. Fernsehen und kindliche Entwicklung aus kinderpsychiatrischer Sicht, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle 1996, S. 24 ff. Hier wird in ausführlicher Weise die Entwicklungspsychologie Jean Piagets im Hinblick auf die Auswirkungen des Fernsehkonsums dargestellt. Weiterhin sei verwiesen auf Rolf Oerter, Leo Montada (Hg.): Entwicklungspsychologie, Weinheim ⁴1998, S. 518-560
- 18 s. Anm. 14
- 19 Millner, s. Anm. 17, S. 29
- 20 Millner, s. Anm. 17, S. 30
- 21 Martin Dornes: Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen, Frankfurt/M. ⁸1998
- 22 s. Anm. 14
- 23 Katrin-Mita Müller: Fernsehen für Schnuller-Kinder. In: Info3, Heft 5/1999, S. 6-7
- 24 Claus Koch: Die »Teletubbies« und der Mythos der ersten drei Lebensjahre. In: Neuß, Koch, s. Anm. 6, S. 117-130
- 25 Oerter, Montada, s. Anm. 17, S. 175 f., S. 236. Neben diesem Grundlagenwerk seien hier noch folgende Arbeiten genannt: Anna Jean Ayres: Bausteine der kindlichen Entwicklung, Berlin, Heidelberg ³1998 (zur sensorischen Integration und Bildung von Entwicklungsbausteinen); Sally Goddard: Greifen und Be-Greifen, Kirchzarten bei Freiburg 1998 (zur Überwindung der frühkindlichen Reflexe und ihrer Transformation in eine körperliche Haltungskontrolle); Britta Holle: Die motorische und perzeptuelle Entwicklung des Kindes, Weinheim ⁴1996 (zur motorischen und perzeptionellen Entwicklung des Kindes); Bernard Lievegoed: Entwicklungsphasen des Kindes, Stuttgart ⁶1995 (zu den körperlichen Entwicklungsperioden des Kindes)
- 26 Oerter, Montada, s. Anm. 17
- 27 Oerter, Montada, s. Anm. 17, S. 238
- 28 Karl König: Die ersten drei Jahre des Kindes. Erwerb des aufrechten Ganges, Erlernen der Muttersprache, Erwachen des Denkens, Stuttgart ²1994, S. 22
- 29 s. Anm. 7, S. 4
- 30 Patzlaff, s. Anm. 10, S. 30
- 31 Peter Wilhelm, Michael Myrtek, Georg Brügger: Vorschulkinder vor dem Fernseher. Ein psychophysiologisches Feldexperiment, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle 1997, S. 166
- 32 Emmi Pikler: Friedliche Babys – zufriedene Mütter. Pädagogische Ratschläge einer Kinderärztin, Freiburg i.Br. ¹⁵2000, S. 22. Judith Falk stellte einen Filmbericht über das Lóczy (das Pikler-Institut in Budapest) zusammen, Frankreich 2000, im deutschen Fernsehen ausgestrahlt am 24.12.2001 (3sat 23.10 bis 1 Uhr). Dort wurden viele Beobachtungen der motorischen Entwicklung kleiner Kinder wiedergegeben, u.a. auch Auszüge aus »Das Baby ist eine Person«. Es ist richtig spannend, die Fortschritte der Kinder zu verfolgen. Die Bewegungsmuster der Teletubby-Figuren muten dann nur noch wie ein Lächerlich-Machen der kleinen Kinder an. – Bemerkenswert ist noch, dass die Kinder im Lóczy aufgrund des pädagogisch angemessenen Umgangs mit

- ihnen den Schmerz über Verlassensein, Verwaisung oder schwierige Milieubedingungen bewältigen konnten und zu lebensstüchtigen, psychisch gesunden Menschen heranwachsen. Die Gefahr der Deprivation oder Hospitalisierung konnte gebannt werden. Was für Heimkinder zutrifft, sollte für kleine Kinder überhaupt zutreffen: Werden sie als Personen ernst genommen und liebevoll behandelt, können sie sich optimal entwickeln. Wie sieht es mit dem Ernstnehmen der Kinder in den »Teletubbies« aus? Der komplexe Prozess der Bewegungs-entwicklung wird in eine Clownerie umgemünzt.
- 33 Claudia Höller, Sabine Müller: Die Teletubbies. Wie Kinder die Sendung erleben und verarbeiten, Köln (Kinderkanal) 1999, Kap. 3.11
- 34 Patzlaff, s. Anm. 10, S. 101
- 35 Neuß, Koch, s. Anm. 6, S. 31
- 36 Tillmann Gangloff, in: Neuß, Koch, s. Anm. 6, S. 26
- 37 In einer Radiosendung »Keine Angst vor den Teletubbies«, WDR 5, 8.1.2000, 9.20 Uhr, äußerte sie sich dahingehend, dass die Sendung »Teletubbies« sprachlich »sehr anspruchslos« ist. Weiter wies sie darauf hin, dass der kindliche »Spracherwerb durch Interaktion, nicht durch Fernsehen stattfindet«. – In dieser Sendung berichtete eine Mutter auch von der sprachlichen Regression ihres Sohnes, der früher Ausspracheschwierigkeiten mit den Lauten g/k sowie mit Zischlauten hatte. Obwohl diese Probleme eigentlich gelöst waren, fand ein Rückfall nach dem Konsum der »Teletubbies« statt. Seitdem er diese Sendung anschaut, sind »Kaninchen« für ihn »taninchen« geworden.
- 38 Neuß, Koch, s. Anm. 6, S. 28
- 39 Mechthild Papoušek: Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Anfänge der Sprachentwicklung in der vorsprachlichen Kommunikation, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle ³1998, S. 16
- 40 Patzlaff, s. Anm. 10, S. 104
- 41 ebd., S. 105
- 42 Neuß, Koch, s. Anm. 6, S. 33
- 43 Papoušek, s. Anm. 39, S. 172
- 44 Friedrich Pohlmann: Die soziale Geburt des Menschen. Einführung in die Sozialpsychologie und Anthropologie der frühen Kindheit, Weinheim, Basel 2000, S. 110
- 45 Nikolaus von Hofacker: Die ersten Lebensjahre. In: IZI (Internationales Zentralinstitut für Kinder-, Jugend- und Bildungsfernsehen) 1999, S. 30-33
- 46 Pikler, s. Anm. 32, S. 85 f.
- 47 Peter Rossmann: Einführung in die Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle ⁴2001, S. 82
- 48 www.kinderfreund.de
- 49 Kinderkanal, s. Anm. 14
- 50 Auch einige der großen Nachschlagwerke zur Psychologie und Pädagogik kennen das Stichwort nicht, z.B. Winfried Böhm, Wörterbuch der Pädagogik, Stuttgart ¹⁵2000, ebenso Thomas Städtler, Lexikon der Psychologie, Stuttgart 1998. Es ist erstaunlich, wie oft in Begründungszusammenhängen mit dem Begriff der Phantasie argumentiert wird, ohne dass eine weitere Klärung des Bedeutungsinhaltes erfolgt.
- 51 Heinz Remplein: Psychologie der Persönlichkeit. Die Lehre von der individuellen und typischen Eigenart des Menschen, München, Basel 1967, S. 336 ff.
- 52 Rudolf Steiner, zitiert in: Helmut von Kugelgen: Fernseh-geschädigt. Literatur und Hinweise zu dem Aufruf an Eltern und Erzieher, kleine Kinder vor dem Bildschirm zu schützen, Stuttgart ⁵1979 (Internationale Vereinigung der Waldorfkindergärten)
- 53 Rudolf Steiner: Die Erziehung des Kindes vom Gesichtspunkte der Geisteswissenschaft. Einzelausgabe, Dornach 1992, S. 23
- 54 Kinderkanal, s. Anm. 14
- 55 König, s. Anm. 28, S. 112
- 56 Claudia Höller, Sabine Müller: Die Teletubbies. Wie Kinder die Sendung erleben und verarbeiten, Köln (Kinderkanal) 1999, Zitat auf S. 94
- 57 Vgl. Hildegard Kaulen: Dicke Kinder mit Diabetes – Mangel an Bewegung und falsche Ernährung, FAZ 12.3.2002
- 58 Wie ein sinnvoller Umgang mit dem Fernsehen aussehen kann, findet sich in: BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) 1999; Patzlaff 2000b; Millner 1996, S. 137-150